

(Nachdruck verboten.)

40]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Aber er fragte in seiner Seele und wurde des Fragens nicht müde. Es antwortete ihm die Schwäche, und die Feigheit erkannte er, und er sah ein, daß etwas im Menschen ist, das nicht auf ein Unbedingtes gestellt werden kann. Der Wille zu unbedingter Ehrlichkeit und Geradheit fuhr immer wieder auf und wollte stark und stürmend werden, aber dann gab er sich darein vor einem jaubergebedekten Tische und einem wohlbereiteten Mahl und der strahlenden Erwartung des Robs, mit dem die gute Hausfrau stolz ihre Gerichte darbot, und versank völlig im Ruß der Anerkennung und der Wärme des Gutseins, das nicht fränken konnte.

„Hast Du mich lieb?“

„Ich glaube.“

„Du glaubst nur? Du hast mich nicht lieb?“

„Weißt Du, die Liebe, das ist etwas, das kann man nie wissen.“

„Das steht in Deinen Büchern so.“

„Reinetwegen.“

„Und wir sind doch glücklich?“

Er zauderte ein wenig.

„Nun, sag doch!“

Und er sagte ja — und wurde rot dabei. Hinter seinen Worten klang eine feine, ferne Glocke, lockte und bangte, und er lauschte und machte sich Vorwürfe.

Draußen die Natur und die Bücher, das ward seine Zuflucht. Er las Stirner und Nietzsche und irrte immer tiefer in seine Seele hinein, deren letzte Klarheiten ihm kein Philosoph und kein Dichter aufschließen konnte.

Man sagte ihm überall von seiner „guten Partie“. Es ging ihm jedesmal ein Stich durch die Seele. Seine Spekulation auf Geld war darin betont. Es kränkte ihn. Denn das wußte er ganz genau: davon war er frei gewesen.

Er zog sich immer mehr und mehr in sein Studierzimmer zurück. Er richtete sich mit dem Leben ein. Gerne, daß er seinen Becher bis auf den Grund getrunken hätte. Aber er meinte, er habe schon seinen bitteren Bodensaß geschmeckt.

Kuise waltete und schaltete als die Herrin im Hause. Er gab nach dieser Seite völlig seinen Willen auf. Nur daß sie ihn dann und wann fragte: „Hast Du mich lieb?“ Sauber gedeckt war der Tisch, und das Haus in musterhafter Ordnung.

Dann und wann ein Brief von der Mutter. Sie blieb hier eine Fremde. Aber manchmal griff er hinüber nach ihrer Hand, manchmal griff sie nach seiner. Es war etwas Unausgesprochenes in ihnen, das wirkte, und in dem sie sich suchten und verstanden. Keinem wurde es klar.

Manchmal klang ihm eine geheime Hoffnung auf: ein Kind. Etwas, ein Geschöpf, das er ganz lieben, in dessen Liebe er ganz aufgehen könnte. Ganz aufgehen, ohne Rest und Schein. Die Hoffnung erfüllte sich nicht.

Seine Kranken. Immer tiefer suchte er in seinem Berufe. Er grub nach Schicksal, er forschte nach Menschen. Er fehlte sich nach tieferen, volleren Beziehungen, nach der Praxis gewissermaßen in der Menschenerkenntnis und -schätzung. Frei genug fühlte er sich dazu. All die festgelegten Begriffe hatte er sich in der Theorie längst weggeräumt, nun hungerte er nach Betätigung und Bestätigung. Er war ein Mensch, der nicht irren wollte.

In dieser Zeit befreundete er sich mit einem alten Pensionär des Sanatoriums, der sich im Kriege vor Metz Nerven und Gesundheit ruiniert hatte. Wenn er so allein an seinem Schreibtisch saß und seine Berichte aufgesetzt und kontrolliert hatte, dann schrieb er ihm öfter eine Karte und sandte sie durch den Wärter auf seine Abteilung: eine Einladung zu einem Klaunderstündchen oder einem Spaziergang. Er hatte in Karl Weif einen, der verstand, und der ins Weite führen konnte.

„Sie haben das richtige Leid noch nicht ge'pürt, Doktor,“ sagte ihm Weif eines Tages. „Das Leid ist der Schlüssel

des Lebens. Die Freude und das Glück, die führen Sie durch Türen und Tore, durch Säle und Gassen hin, ja das geb ich zu, aber Schmerz und Leid, die reißen Türen auf und entdecken verborgene Kammern.“

Sie gingen die Wiesen entlang, zwischen hohen Pappeln hin, und Weif pflückte Blumen.

„Was nennen Sie Leid?“ fragte Philipp.

Weif stellte sich breit vor ihn hin und lachte.

„Was ich Leid nenne?“ Leid, Doktor, kann einem alles werden, das Kleinste und Geringste. Es kommt nur darauf an, wie Sie es durchleben. Sie sehen eine Fliege sterben, das kann ein Leid sein. Leid ist nichts, man kann es dem zweiten nicht sagen, es verliert dabei seinen Wert. Und es wird den Menschen oft komisch. Ich will Ihnen etwas erzählen, Sie dürfen darüber lachen, aber es ist bitter ernst. Ich hatte im Feldzug mir einen prächtigen Schnurrbart gezogen — einen Schnauzer wie ein Feldgendarm. Im ersten Jahre, als ich hier war, bekam ich lauter kleine Geschwüre in die Haarwurzeln des Bartes, und Ihr Vorgänger, dieser unverschämte Metzger, riß mir Haar um Haar des Schnurrbartes aus. Wissen Sie, daß ich damals wußte, daß ich nicht wieder gesund werden könnte? Ich hatte die Energie zum Gesundwerden mit meinem Schnurrbart eingebüßt. Ich habe jeelisch ausgehalten wie ein Hund, glauben Sie mir. Es zerbrach mir das Letzte damals. Nun machen Sie sich einen Bars darauf.“

Sie gingen schweigend neben einander her.

Weif erregte sich immer mehr und mehr.

„Ich will Ihnen sagen, was Leid ist, Doktor, ganz genau: Es ist erleben können. Wer diese Möglichkeit nicht hat, dem heißt das Leben verschlossen, der versteht vom Menschen nichts, und ist er Arzt, so ist er nur ein Barbier, und ist er Schulmeister, so ist er ein Rohling, und ist er Pfaffe, so ist er ein Verdammer. Punktum, basta. Habt ihr nur alle eure Leisten für die Welt und die Menschen, habt nur eure seltenen Begriffe von Schuld und Schicksal und all dem Zeug. Es gibt kein Schicksal und gibt keine Schuld, und Neue ist das Sirupgefäß der Unmündigen. Verstehen, begreifen, das ist alles. Verzeihen ist alles und Gut und Böse neben einander gelten lassen im Menschen, als seine Notwendigkeiten. Es sind alles hereingetragene Begriffe. Ein Gewitter verheert und ist drum böse. Dummes Menschenvolk. Wenn ihm die Nützlichkeit nicht gleich auf dem Präsentierteller dargereicht wird, dann meint es gleich verurteilen zu dürfen.“

„Warum regen Sie sich auf, Weif?“

„Weil ich unter dieser Bande gelitten habe, Jahre und Jahre. Und weil es nicht drauf ankommt, was wir tun, sondern was es in uns bewirkt. Wir gehen Strecken durch Morast, aber nachher sind wir in einem grünen Tal, oder wir haben den Weg frei zu einer schönen Höhe, wo wir eine Umschau halten können, von dem diese Richtigkeitsmenschen keine Ahnung haben.“

„Aber —“ wollte Philipp einwerfen.

„Aber, ja, ich weiß schon — wie das mit unserem Leiden zusammenhängt? Nun so, weil dieser Morast so sehr in uns bedingt sein kann, daß wir ihn nicht vermeiden können — und weil ein klares Bewußtsein von ihm und dem Grunde, weshalb er vorhanden ist, uns das bitterste Leiden verursachen kann.“

Er pflückte eine Matschrose und hielt sie Philipp hin: „Nicht wahr, das ist Unkraut. Unkraut und nichts wert. Die Nützlichkeit fehlt. Darum fehlt die Berechtigung. Ich pfeif drauf — mir gilt diese Blume so viel wie Klee und Korn, und in gewisser Beziehung mehr. Ich freu mich einfach dran. Wie ich mich an Stechapfel und Bilsenkraut und Nachtschatten freue.“

Er blieb stehen.

„Ihr Weg, Doktor, geht ja kerzengerade durch die Welt. Sie werden nie erfahren, was Unkraut heißt. Sie werden darum nie die Freude am Unkraut, auch am Menschenunkraut erleben lernen. Sie werden nie daran leiden lernen. Aber ich hab's gelernt. Denn nutz- und fruchtlos steh ich im Weizen. Durch meine Krankheit, und durch alles, was damit zusammenhängt, und was nicht damit zusammenhängt.“

Der Mensch in Philipp erkannte, daß dieser ganze Birkel von Philosophie, den er jetzt durchdrannt hatte, sich um den Mittelpunkt seines innersten Leids bewegte. Der Arzt aber sah ein, daß er ihn langsam von sich selbst wegführen müsse, denn er war in einem Zustande so starker Erregtheit, daß er für ihn fürchtete.

„Wer weiß, ob mein Weg so gerade geht,“ sagte er.

„O, Sie!“ Weik lächelte. „Nein, man kann es nie vorher wissen. Wenn Sie es wert sind, versucht zu werden, so werden Sie versucht werden. Die meisten Menschen sind's ja gar nicht. Das aber rate ich Ihnen: sich nicht büden vor den Menschen. Mutig durch den Schlamm gehen. So tief es sein muß, und sich frei fühlen. Nicht beladen fühlen. Sie sind dann nicht weniger wert. Sie können es freilich werden. Ach, guter Doktor, was reden wir da! Sie gehen ferngerade, ein nützliches Glied der Gesellschaft. Und Sie werden selig werden.“

„Also denken Sie, daß ich nicht mehr wert sei?“

„Das nicht, aber Sie werden erreichen, was Sie wollen.“

„Wie so?“

„Weil sich jedenfalls die Menschwerdung in Ihnen nicht mehr weiter vollziehen wird, weil Sie kein Suchender mehr sein werden. Sie haben gefunden. Sie haben jetzt nur noch Ihren Beruf zu erfüllen, sich selbst auszubauen fällt bei Ihnen weg. Es fällt etwas dazu ab, ja aber — — Bringen Sie den Strauß Ihrer Frau mit. Mit meinen ergebensten Empfehlungen.“

„Dankel! Aber warum wollen Sie ihn nicht für sich behalten?“

„Was soll ich damit? Ich habe ihn gemacht, er ist, in ganz schwacher Bedeutung natürlich, ein Werk von mir. Er gewinnt als Werk einen höheren Wert, wenn ich eine Freude damit machen kann. Das tu ich gerne. Verstehen Sie das oder verstehen Sie das nicht. Es ist noch das Letzte, was ich habe.“

Dann gingen sie heimwärts in den Abend, der aller Fragen immer stiller und seiner Ruhe immer voller ward.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Frauen.

Von A. Werbizkaja.

Aus dem Russischen von Stefania Goldentring.

I.

In dem Großen Theater wurde „Faust“ gegeben. Aber diesmal gelang es weder Faust, noch Margarete, die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen. Diese galt vielmehr ganz und gar der Gestalt des Mephisto in der genialen Wiedergabe des jungen, gestern noch kaum bekannten Künstlers.

„Ich gehe hinunter! Wer kommt mit?“ fragte ein hübsches, junges Mädchen und wandte sich an ihre Freundinnen in der Loge. Es waren ihrer sechs.

„Ich gehe mit Ihnen“, sagte Japlina, ein unansehnliches Mädchen mit auffallend blauer Gesichtsfarbe.

„Es freut mich für die Japlina, daß wir es heute so gut getroffen haben“, bemerkte eine andere Studentin mit üppiger, moderner Friur, in rotfarbener Bluse. „Sie wird wenigstens eine gute Erinnerung von Moskau mitnehmen. Wer weiß, wann sie wieder in die Oper kommt!“

Mit Mühe drängten sich die beiden Mädchen durch die Menge bis an die Lampe heran. Sie fühlten sich unter der Macht einer Hypnose, eines wolkigen Grauens. Erst als der Vorhang wieder aufging, schritten sie wie Mondlichtige durch die Menge zurück.

In dem Korridor an der Treppe begegneten die Studentinnen einem hübschen, hochgewachsenen blonden jungen Mann in Uniform, mit modern gestutztem Bart und goldenem Kneifer. Er faßte die Sosnizkaja mit einer vertrauten Bewegung bei der Hand. Sie hob ihre Augen zu ihm, aber der Ausdruck in ihnen veränderte sich nicht. Er hatte das verstanden.

„Was hat das zu bedeuten? Sie bemerken mich nicht einmal, Katarina Fedorowna?“

„Ach nein! Ich verliere förmlich den Verstand . . . Wie schade, daß Sie zu spät gekommen sind! Hätten Sie Ihre Sitzung wirklich nicht veräumen können?“

„Ich hatte einen Vortrag zu halten; Sie haben es vergessen?“ Sein Blick fiel auf die vorübergehende Japlina, und sein Gesicht wurde fahl. Er verstummte und betrachtete die kleine Gestalt. Auch die Japlina streifte ihn mit dem Blick. Ihre sonst bleichen, fast durchsichtigen Wangen färbten sich leicht, die geizenlichen Augenlider zuckten, aber sie wandte sich gleichgültig ab und begann die Treppe emporzusteigen.

„Sie gehen hinauf?“ rief die Sosnizkaja ihr nach. „Gehen Sie nur, ich komme zum Anfang des Aktes.“

Der blonde, junge Mann begleitete die kleine, abgekehrte Gestalt in dem altmodischen, wollenen Kleide und einem gehäkelten großen Schal auf den Schultern, mit seinem Blick.

„Wer ist das?“ fragte er mit seltsam zusammengepreßter Stimme.

„Das ist dieselbe, von der ich Ihnen erzählte.“

Katja faßte ihren Verlobten unter den Arm, ging mit ihm die Treppe hinauf und zog ihn ins Foyer.

„Was haben Sie erzählt?“ begann Polosjew, von neuem leicht gereizt.

„Sie haben's wieder vergessen? Das macht Ihr Referat. Sie hat mit uns die Kurze besucht . . . jetzt hat sie Sie beendet und reist als Feldscherin nach den Grenzprovinzen. Eine furchtbar öde Gegend . . . Tschuwasschen, Nordwinen — entsetzlich! Die Sarnizina sagt, sie würde sich eher erwürgen, als dorthin fahren. . . . Vor kurzem haben wir noch alle gelacht: Wer würde wohl Lust haben, dort hinauszuziehen? Ein kümmerliches Gehalt und gar kein Umgang. . . . Ein Student aus jener Gegend hat uns davon erzählt. . . . Man hört kein Menschenwort. . . . Hunger, Untwissenheit . . . und Epidemien ohne Ende. . . . Augenblicklich herrscht dort der Flecktyphus. . . . Plötzlich kommt die Japlina und sagt: Ich reise hin, ich habe mich eingeschrieben. Wir schrien alle laut auf.“

Polosjew ging und starrte unentwegt auf die glänzenden Spitzen seiner Stiefelsohlen und die über den Boden streifenden Bänder der Damentoiletten, als wäre ihm in diesem Augenblick das Wichtigste, nicht darauf zu treten.

„Nennen Sie sie schon lange?“

„Nein. . . . Wir sind einander schon manchmal begegnet. . . . Sie ist so eigenartig, wissen Sie. . . . Sie besucht keinen Menschen, wohnt in einer Spelunke. Gearbeitet hat sie fast wie besessen. Wir haben sie natürlich deswegen alle sehr verehrt. Bei uns gibt es wenige, die so eifrig sind. Meistens ist es junges, lustiges Volk. . . . Ich habe zufällig lauter Freundinnen in der Art der Sarnizina, ziemlich wohlhabende Mädchen, die sich modern kleiden und gern tanzen. Nur die Stepanowa ist vielleicht anders, eigentlich haben wir die Japlina überhaupt nicht bemerkt. Eines Tages kam die Stepanowa ganz erregt zu uns und sagte: Meine Herrschaften, wir haben sie nicht gekannt. . . . das ist ja eine Heldin. . . .“ Und sie erzählte uns, wie sie ihr Leben rifft, wie viele Jahre sie in entsetzlicher Not gekämpft hat! Und dabei hat sie einen Stolz. . . . Sie hat nie geklagt, nie um etwas gebeten. Wir haben hier einen Verein. Ihr Studium wurde natürlich bezahlt. Aber daß sie sich jemals wie andere wegen einer Geldunterstützung an den Verein gewandt hätte, — niemals! . . . Ein Student kennt sie auch von früher. Er sagt ebenfalls „Eine Heldin“. . . . Und nun erklärt uns Stepanowa, daß sie nach den Grenzprovinzen reist. . . . das heißt die Japlina. Verstehen Sie? Und dann. . . . Ach, das kam alles so unerwartet! Diese Stepanowa prahlt mit ihrer Energie, ihren Manieren und ihren Toiletten. Sie tut als wäre sie eine siebzehnjährige Frau. . . . Aber sie ist ein prächtiger, feinfühligler Mensch. . . . Und nun stellen Sie sich vor: Sie hat geweint. . . . Ich bin bei ihr im Keller gewesen“, erzählte sie, „und kann das Bild nicht wieder vergessen. . . . (Katjas Stimme begann zu zittern) Ich werde sie morgen auch unbedingt auffuchen. . . .“

„Wozu?“

„Sie fragen „Wozu?“, Kosa? Um sie zu sehen. . . . mit ihr zu sprechen. . . . Vielleicht werden wir uns nie mehr wiedersehen! Es gibt heutzutage nicht viele solche Menschen. Wo sind sie zu suchen? Wir alle sind so ganz. . . . Ach! Was ist da lange zu reden! Ich zum Beispiel habe zwei Jahre studiert und nun heirate ich, habe mich verlobt. . . . Und es stellt sich heraus, daß ich nichts brauche. . . . außer Ihnen,“ sagte sie flüsternd, mit einem besondern Lächeln hinzu und preßte sich für einen Augenblick an seinen Arm. Niemand hat mich deswegen verdammt. Die Sarnizina beneidet mich. . . . „Schön dumm wäre man,“ sagt sie, „auf eine Liebesheirat zu verzichten, noch dazu mit einem Mann, der in der medizinischen Welt bereits einen Namen hat.“ So spricht sie (sie lächelt wieder). . . . Und so denken viele. So lange sich ihnen keine Gelegenheit bietet zu heiraten, arbeiten sie. Dabei bemühen sie sich um Stellen in Moskau oder in Fabriken, wo es viel Gesellschaft gibt und wo es lustig zugeht. Erinnern Sie sich, wie lange Zeit sich niemand auf die Annonce meldete? Erinnern Sie sich, eine Fabrikstelle war auch ausgeschrieben, aber sehr entlegen? In jene Gegend gehen natürlich nur die Allerärmsten. Sarnizina sagt zum Beispiel: „Ich verlasse um keinen Preis das Moskauer Gouvernement. . . .“ Um der Idee willen wird überhaupt nichts getan. Wir sind alle für das Praktische. . . . Jetzt schämen wir uns alle vor der Japlina, wirklich, wir schämen uns.“

„Mein lieber Hyllopf,“ sagte Polosjew und drückte zärtlich die kleine Hand. Aber in seiner Stimme war wenig Zärtlichkeit und über seine Stirn schlich sich eine tiefe Furche, die ihn alt machte.

„Wir hatten im Gymnasium einen weiblichen Arzt. Ein prächtiger Mensch! Wie viel Feuer, wie viel Güte und Feinfühligkeit! Und wie jugendlich war sie! Jetzt begreife ich, daß sie mit ihren 37 Jahren jünger war, als wir Siebzehnjährigen. Eigentlich haben wir ihr unsere Entwicklung zu danken. . . . daß wir nicht immer nur an Wagnonwalzer und ungarische Polkas gedacht haben.“

*) Ein finnischer Volksstamm im östlichen Rußland.

Zuweilen empfing sie uns in ihrer Wohnung zum Tee, stehen oder acht Personen, und stürzt darauf los: „An was denken Sie? Was wollen Sie nach der Schulentlassung beginnen? Wir stehen da, wie dumme Gänse. . . Wir sehen einander an und sichern. Ihrem Einfluß verdanke ich es, daß ich die Kurse hier mitmache. Ich habe natürlich von anderen Dingen geschwärmt. Ich hätte gern Medizin studiert. . . Aber Sie kennen doch meine Mama. Hätte sie mich je allein nach Petersburg gehen lassen? Auch von den Feldscherkursen hielt sie nichts und meinte, es sei Unsinn. . .“

„Im Jänner war niemand mehr. Man hörte Musik.“
 „Es fängt bald an,“ unterbrach er sie, mit deutlichen Zeichen der Müdigkeit im Gesicht und in der Stimme.

Sie sah ihn enttäuscht an, es tat ihr leid, daß er ihrer Stimmung so fremd gegenüber stand, daß er nicht begriffen hatte, mit welchen komplizierten Fragen ihr junges Herzchen sich jetzt quälte.

„Sie wollten noch etwas sagen?“ erriet er plötzlich und streichelte ihre Hand.

Sie gingen die nunmehr leere Treppe hinauf.
 „Erminnern Sie sich noch meiner Gymnasialfreundin Radja Korotneva?“

„Frau Baranowskaja?“
 „Jawohl. Das war der „Stern“ in unserem Gymnasium. Der Liebling unserer Lehrerin Maria Wasiļejnas. Wie hat sie sich mit ihr abgegeben?“ „Das ist ein Mädchen“, pflegte sie zu sagen, „das ist ein Charakter“. Wir alle empfanden tiefe Ehrfurcht vor ihr. Ach, jetzt ärgert es mich, wenn ich daran denke, welche Angst ich vor ihr hatte! Wir glaubten alle daran, daß sie etwas Besonderes werden würde.“

„Sie hat, glaube ich, auch jetzt noch eine sehr hohe Meinung von ihrer Person.“

„Ja, aus Gewohnheit“, erwiderte Katja lachend. „Auf was kann sie sich etwas einbilden? Sie hat einen Rechtsanwalt geheiratet und lebt wie eine richtige Spießbürgerin.“

„Nicht so heftig, Liebling, nicht so heftig! Was für fürchterliche Worte!“

„Rein, in der Tat, es ist beschämend. Sie hatte das Gymnasium beendet und reiste nach der Universität ab, um Medizin zu studieren. Nach kaum einem Jahre gab sie die Sache auf und trat ins Konservatorium ein. Unsere arme Marja Wasiļejna beschwieg diese Tatsache stets. Wenn man sie darüber ausfragte, wurde sie ganz verlegen. Dann schob sie alles auf die schwachen Nerven. Als sie nun im Frühling heiratete, war sie wie vor den Kopf gestoßen. Jene hat ihr nicht einmal einen Besuch gemacht.“

„Ist das Ihre Loge?“ fragte Polosjew, als Katja endlich inne hielt. Sie presste die Hände zusammen.

„Ach, warum erzähle ich Ihnen das alles? Ich fühle, daß die ganze Sache Sie nichts angeht. . . daß Sie nichts davon verstehen. . . Was soll hier Radja Korotneva?“

„Ich sehe, daß Sie nervös sind. . . Und daß der Mephisto daran schuld ist.“

„Rein, mich quält seit vier Tagen der Gedanke, daß ich, die ich Raja so verachtet habe, schließlich daselbe tue, wie sie.“

„Sie wollen mich aufgeben?“ fragte Polosjew halb im Scherz, noch immer mit dem plötzlich gealterten Gesicht; er lächelte, während seine Augen zerstreut und hart bliedten.

„O nein! Rein! Wir ist nur wirklich schwer zu Mute“, gestand Katja mit unsicherer Stimme.

„Das geht vorüber“, bemerkte Polosjew nachlässig. Sie bliedte ihn mit einem stummen Vorwurf an und gab dem Wogenschilder ein Zeichen, die Tür zu öffnen.

Sie wurde mit einem feindseligen Zischeln aus drei Logen empfangen. Verlegen ließ sie sich im Hintergrunde der ihrigen nieder, ohne sich für die Vorgänge auf der Bühne zu interessieren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Maler der französischen Revolution.

(Jacques Louis David.)

Es ist für die Betrachtung der Kulturgeschichte keine unwesentliche Frage, ob die Revolutionen auch künstlerisch etwas geleistet haben. Die Arbeiterbewegung der Gegenwart hat einen der größten plastischen Stile gezeugt, die die Welt kennt, die Kunst Konstantin Meuniers. Die Kunst Honoré Daumiers stärkte sich an den demokratischen Pflichten, die sich aus der Politik des Bürgerkönigtums und des zweiten Kaiserreichs für alle Tüchtigen ergaben. Die Julirevolution von 1830 begeisterte einen Eugene Delacroix zu dem berühmten Revolutionsbild, das in vielen Wiedergaben in den Händen der Arbeiter ist. Die Kraft des modernen Proletariats zur Befruchtung künstlerischer Energien ließe sich übrigens nicht bloß aus dem Beispiel Meuniers beweisen; von Jean François Millet und Gustave Courbet bis zu Eugene Laermans, Rudolf Wille und Theophile Steinlen führt eine ganze Kette von Künstlerpersönlichkeiten, die den aufwärtsstrebenden Arbeiter zum Gegenstand ihrer Kunst nahmen und aus der Wucht

des Stoffes eine neue Wucht des künstlerischen Ausdrucks lernten. Wirkt so die Arbeiterbewegung auch künstlerisch befreiend, so wird man von vornherein annehmen mögen, daß auch die große bürgerliche Revolution vom Ausgang des 18. Jahrhunderts ähnliches vollbracht habe. Sehen wir einmal zu.

Der Maler, in dem der revolutionäre Puls am lebendigsten schlug, war Jacques Louis David. Er kam am 30. August des Jahres 1748 zu Paris zur Welt. Sein Vater war Eisenhändler, liebte es aber, ein wenig den Feudalen zu mimen, kaufte ein Amt und fiel im Duell. Der junge David sollte nach der Beendigung der Gymnasialstudien Architekt werden, weil — einer seiner Oheime königlicher Baumeister war. David setzte jedoch den eigenen Willen durch und wurde Maler. Man brachte ihn zu François Boucher, einem der Hauptvertreter jener zierlichen, galant-höfischen Kunst der Hofzeit. Der alternde Boucher, dessen Blütezeit schon um 1750 gewesen war, wollte keine Schüler mehr nehmen und sandte David darum zu dem Grafen Joseph Marie de Vien, einem mehr adligen als künstlerisch bedeutenden Herrn. Vien war freilich insofern von Wichtigkeit für David, als er nicht mehr dem leichten Rokogeschmack eines Boucher huldigte, sondern die neue Mode mitmachte, die die Regierungszeit Ludwigs XVI. (1774 bis 1792) von der Ludwigs XV. (1715 bis 1774) unterschied. Des ewigen Carnevals müde, begann die gute Gesellschaft sich mit Rousseau zu beschäftigen. Man gab ihm recht. Man wurde ernst, gefest, bemüht-natürlich, selbst sentimental. Der Philosoph Denis Diderot sprach von der Notwendigkeit der Moral und weiterte gegen Bouchers „schamlose und schlafpöpsige Marionetten“. Man fing an, die bürgerliche Tugend der Familienfruchtbarkeit zu schätzen. Die Damen verzichteten auf die Krinoline — nicht alle, aber die Reformistinnen —, sie puderten weder Haare noch Gesicht und hielten es nicht mehr für barbarisch, sich tüchtig die Waden zu waschen, statt sie reinzuschminnen. Die Stöckeltiefeln wichen der würdigen Sandale und die Frisuren gaben sich griechisch. Die Möbel wurden einfacher, die Schnörkel seltener. Es prägte sich jener Stil, den man Louis seize nennt und der direkt zu dem geradlinigen, mathematisch übersichtlichen Empirestil Napoleons hinüberführte. Das etruskische Kunstgewerbe stieg in der Schätzung. Man wurde antil, ja primitiv. Bei Voltaires Feiern (1778) erschienen die Hauptteilnehmer gleich republikanischen Quiriten in altrömischer Tracht. Auch in allen diesen ästhetischen Außerlichkeiten kündigte sich die kommende soziale Umwälzung an. David ist in dieser Umwelt künstlerisch aufgewachsen. Als er später für die französische Revolution einen künstlerischen Ausdruck suchte, malte er altrömisch-republikanische Bürgerguten.

Solange David in Paris lebte, wurde er sich seines künftigen Berufes noch nicht bewußt. Wir besitzen ein Bild Davids von 1771, den „Kampf Minervas mit Mars“; hier ist David noch ganz der Nachkomme der graziösen Vouoirkunst Bouchers. Dann aber bewarb sich David mehrere Male um den Kompromiß, um nach Italien zu kommen; nach einigen unglücklichen Versuchen, die den leidenschaftlichen und sehr selbstbewußten jungen Mann beinahe zum Selbstmord gebracht hätten, erhielt David den Preis, und im Herbst 1775 brach er nach Italien auf.

Als David Paris verließ, sagte er zum Sekretär der Akademie: „Die Kunst der Alten wird mich nicht verführen; sie hat keinen Schwung und erregt nicht.“ Es sollte anders kommen. Aus dem Maler, der das Haus der berühmten Tänzerin Guimard zu Paris im Geschmack des Rokoko hatte ausmalen helfen, wurde der leidenschaftlichste Verteidiger der antiken Kunst, ja der Hauptführer des sogenannten Klassizismus in der Malerei. In Rom war das Interesse für das Altertum noch viel allgemeiner, noch viel unmittelbarer, lebendiger und vertrauenerweckender. In Künstlerkreisen sprach man nur von dem deutsch-römischen Malerklassizisten Rafael Mengs, von Johann Joachim Winckelmanns archäologischen und ästhetischen Theorien, von Lessings Laokoon — es war nur eine Stimme und sie sagte, die Kunst könne nur dann eine große Art bekommen, wenn sie die Werke des Altertums nachahme und sich überhaupt mit dem Geist des Altertums erfülle. Seit der Mitte des Jahrhunderts hatte man auch begonnen, auf dem Boden, auf dem ehemals Pompeji und Herculaneum gestanden hatten, systematisch auszugraben, und so mehrte sich die Menge der Vorbilder, an denen sich der klassizistische, altertumelnde Geschmack des ausgehenden Jahrhunderts erbauen konnte. David widerstand nicht. Als er wieder in Paris eintraf, war er der Antike völlig ergeben. Das war um 1780. Eine ergebnisse Heirat setzte ihn in den Stand, seinen nun endgültig orientierten Künstlerneigungen frei zu leben und den Ort seiner Sehnsucht, Rom, ein zweitesmal aufzusuchen. Dort entstand um 1784 sein erstes großes Gemälde rein klassizistischen Geschmacks: „Der Schwur der Horatier.“ Der Stoff ist der frühromischen Geschichte entnommen und feiert den freiwilligen Bürgertod fürs Vaterland. Die Art der Behandlung ist ernst, hart, von gesucht männlicher Raueheit. Die Gestalten sind mit einer fast lächerlichen Strenge angeordnet, die an antike Reliefs erinnern soll. Der bauliche Rahmen der Szene ist spartanisch dürftig. Die Farbe ist enthalten bis zur Selbstverleugnung, bis zur Langeweile. In ganz verwandter Art schuf David nach der Rückkehr nach Paris einen Sokrates, der den Giftbecher austrinkt. Das Bild, das 1787 im Salon ausgestellt war, erregte ein ungeheures Aufsehen. Noch gewaltiger war der Erfolg des Brutusbildes, das im Jahre des Beginns der französischen

Revolution, im Jahre 1789, im Salon zu sehen war. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß dies Gemälde auf königliche Bestellung gemalt wurde und den Beschauern, den Kritikern als ein revolutionäres politisches Bekenntnis erschien. Das Bild zeigt den Aitörner Brutus, der seine Söhne wegen ihrer Teilnahme an einer royalistischen Verschwörung als Konsul selber zum Tod verurteilt hat und nun mit dem bitteren Bewußtsein, die schwerste demokratische Pflicht erfüllt zu haben, finster-aufrecht in seiner Halle sitzt, während die Viktoren die Leichname der Hingerichteten im Hintergrund hereintragen. Man denke: dies Bild erscheint in dem Augenblick, in dem Ludwig XVI. die Reichsstände einberufen hat, erscheint in dem Augenblick, in dem die Bastille erstürmt ist! Da mußte dieser Preis antiker Demokratengefinnung leidenschaftlicher für die Revolution agitieren als es die beste Rede vermochte; denn in diesem Bild war der extremste sittliche Republikanismus sinnliche Wirklichkeit!

David hatte diese kolossale Wirkung weder beabsichtigt noch geahnt. Aber als sie da war, war er es zufrieden. Und als die Revolution ihren Gang nahm, da war David mit glühendem politischen Eifer dabei. Er schloß sich sofort dem Jakobinerklub an, von Anfang an zum Radikalismus entschlossen oder vielmehr, da es sich gar nicht um eine Ueberlegung handelte, radikal von Temperament. Er versäumte kaum eine Klub Sitzung. Am 17. September 1792 wurde er für Paris in den Nationalkonvent gewählt. Er sprach nur schlecht — im rednerischen Sinne —, da ihn ein Baufehler des Mundes zum Stottern zwang. Mit seinen erregten Zwischenrufen bekundete er seine Meinung besser. Mit besonderer Leidenschaft, die seinen politischen Instinkten Ehre macht, hing er an Robespierre und Murat. Als die Girondisten — am 13. Februar 1793 — den Antrag einbrachten, Murat sei in Anklagezustand zu versetzen, rannte David von seinem Platz wie rasend auf die Girondistenbänke zu und schrie, eher solle man ihn umbringen wie den Freund. Selbstverständlich, daß David bei der Abstimmung vom 17. Jänner 1793, die über das Schicksal des Königs entschied, für den sofortigen Tod des Königs stimmte. Am 2. Oktober 1793 wurde David Mitglied des Unterrichtsausschusses, am 18. Oktober Mitglied der revolutionären Kunstkommission. In dieser Kommission war er hervorragend tätig für die seit 1792 schon von anderen betriebene Organisation eines öffentlichen Kunstmuseums, das aus den Schätzen des Königs gebildet wurde und der Grundstock der heutigen grandiosen Louvresammlungen geworden ist. Vom 17. Juni bis zum 14. Juli 1793 war David Vorsitzender des Jakobinerklubs. Am 25. Juli wurde er Konventssekretär. Am 13. September kam er in den Wohlfahrtsausschuß. Vom 5. bis zum 20. Januar 1794 war er Konventspräsident. Nach dem Sturz Robespierres am 27. Juli 1794 fiel auch David. Wegen seines engen Verhältnisses zu Robespierre verfiel er beinahe der Guillotine. Seine Freunde setzten sich für ihn ein und so kam David mit zweimaliger Haft davon.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Die Zirbeldrüse. Es gab eine Zeit, in der die Philosophen glaubten, die Zirbeldrüse sei der Sitz der Seele; irgendwo im Körper, meinte man, müsse die Seelentätigkeit ihren Sitz haben, und seine tief im Gehirn verborgene, geistigste Lage ließ dieses eigenartige Körperorgan als Seelenitz geeignet erscheinen. Späterhin, als man schon rationeller vorging, nahm man an, die Zirbeldrüse habe heutzutage keine Bedeutung mehr, sondern sei ein Ueberbleibsel aus einer früheren Zeit, wie ja auch sonst solche jetzt rudimentäre Stücke früher wichtiger Organe im tierischen und menschlichen Körper vorkommen. Sonderbar genug war freilich der Erklärungsversuch, den man von der früheren Tätigkeit der Zirbeldrüse geben wollte. Man sagte nämlich, sie wäre früher ein drittes, nach hinten gerichtetes Auge gewesen, das aber späterhin aus seiner früher offenen Lage sich immer mehr nach innen zurückgezogen habe und schließlich zu seiner jetzigen bedeutungslosen Stellung gelangt sei. Irgend welche Gründe für diese Deutung ließen sich freilich nicht geben. Man ist indes längst zu der Erkenntnis vorgedrungen, daß jede wissenschaftliche Behauptung auch positiv gestützt sein muß, besonders in Fragen nach der Bedeutung und Bewertung der einzelnen Körperteile pflegt man jetzt so vorzugehen, daß man das betreffende Körperteil entfernt und zusieht, welche Veränderungen im Leben und in den Leistungen nach dieser Fortnahme sich ergeben. Diese Forschungsmethode bei der Zirbeldrüse anzuwenden bot große Schwierigkeiten, weil sie so geschieht im Gehirn liegt, daß man, um zu ihr zu gelangen, erst sehr lebenswichtige Organe beseitigen muß. Schließlich hat man aber alle Schwierigkeiten überwinden gelernt und das Geheimnis der Zirbeldrüse zu läppen beginnen können. Unterstätigt wurde man bei diesen Arbeiten durch die Beobachtung, daß bei einer gewissen Krankheit, bei der Akromegalie, Veränderungen an der Zirbeldrüse auftreten, was man freilich erst bei der Sektion von Menschen, die bei Lebzeiten an Akromegalie gelitten hatten, feststellen

konnte. Diese Krankheit besteht darin, daß bei sonst gesunden Personen einzelne Körperteile, besonders die Hände, oder die Füße, oder auch die Kieferteile, oder andere Körperorgane in ganz unverhältnismäßigem Maße wachsen. Als man nun jungen Tieren mit großen Mühen die Zirbeldrüse herausnahm, zeigte sich in der kurzen Spanne Zeit, die sie noch leben konnten — denn lebensgefährlich ist der Versuch immer noch — auch ein übermäßiges Körperwachstum, besonders ausgezeichnet dadurch, daß nicht der ganze Körper gleichmäßig davon betroffen war, sondern einzelne Körperteile sie besonders aufwiesen, gerade wie es bei der Akromegalie auch sonst der Fall ist. Außerdem aber trat bei den Versuchstieren eine auffällige Steigerung des Blutdrucks im Herzen und in den Adern ein und im Zusammenhang hiermit eine starke Vermehrung der Harnabsonderung auf. Daß ein Zusammenhang zwischen Blutdruck und Harnbildung mit der Zirbeldrüse besteht, wurde auch durch die merkwürdige Beobachtung bestätigt, daß, wenn man sonst gesunden Tieren die Zirbeldrüsen anderer Tiere ins Futter mischte, ebenfalls der Blutdruck stieg und die Harnabsonderung sich steigerte. Zurzeit scheint die Sache also so zu liegen, daß die Zirbeldrüse bei zwei Lebensaufgaben beteiligt ist, erstens bei dem Wachstum der einzelnen Körperglieder und zweitens beim Blutdruck und der Harnbildung. Ob diese beiden Funktionen unter sich in irgendwelchem ursächlichem Zusammenhange stehen, oder ob etwa, was ja auch möglich ist, die Zirbeldrüse eigentlich aus zwei anatomisch ganz gesonderten Teilen besteht, von denen der eine das Wachstum der Glieder reguliert, der andere den Blutdruck, das werden weitere Untersuchungen entscheiden müssen.

Medizinisches.

Cholera Lehren. Im allgemeinen fürchtet man sich vor der Cholera jetzt sehr sicher, und es ist die Frage, ob nicht doch noch einmal Ueberraschungen eintreten könnten, die das alte Gepeust wieder beleben. Dagegen spricht vor allem die erfreuliche Tatsache, daß die Sorglosigkeit, in der man sich jetzt wiegt, bei Behörden und anderen maßgebenden Stellen nicht vorhanden ist, daß vielmehr von dieser Seite die Gefahr beim Herannahen der Cholera immer von neuem so ernst wie möglich genommen wird. Es ist denn auch stets gelungen, die Cholerafälle, auch wenn die Seuche schon ins Herz des Landes und in die Großstädte gedungen war, derart zu vereinzeln, daß es zu einer eigentlichen Epidemie nicht kommen konnte. Dennoch darf keine Lehre verabsäumt werden, die aus den Beobachtungen der letzten Jahre gezogen werden kann, und in dieser Hinsicht ist wohl der Denktettel der kleinen Choleraepidemie in Rotterdam, die sich gerade vor einem Jahr ereignete, an erster Stelle zu empfehlen. Aus einer ganzen Reihe von Gründen erschien die Gefahr einer weiteren Ausbreitung der Seuche gerade in diesem Hafen recht drohend, und es kann gewiß mit Recht zur Beruhigung dienen, daß diese Gefahr trotzdem abgewandt werden konnte. Und das geschah durch sorgfältige Isolierung nicht nur der Erkrankten, sondern auch aller Leute, die mit diesen zu irgendeiner Zeit nach dem Ausbruch der Krankheit in Verührung gekommen waren. Außerdem wurden selbstverständlich Warnungen vor der Benutzung unfiltrierten Wassers, vor dem Genuß roher Früchte und auch vor einer Hingabe an den Alkohol erlassen. Erhebliche Geld- oder Freiheitsstrafen wurden denen angedroht, die der Ausführung der notwendigen Maßnahmen irgendwie hinderlich sein oder die Anzeige von Erkrankungen, die irgendwelche Ähnlichkeit mit Cholera hätten, verabsäumen würden. Wer durch die Einhaltung der Vorsichtsmaßregeln in Mitleidenschaft gezogen wurde, erfuhr eine rücksichtsvolle Behandlung, und es kamen infolgedessen zahlreiche Fälle vor, daß sich Leute als choleraverdächtig meldeten, weil sie hofften, auf diesem Wege ihren Unterhalt zu bekommen. Trotzdem können solche Ausgaben nichts bedeuten im Vergleich zu den Verlusten, die durch eine Choleraepidemie verursacht werden würden, und es kann daher nur angeraten werden, daß nötigenfalls das Beispiel von Rotterdam überall befolgt werde. Ein Mitarbeiter der „Nature“ macht noch besonders auf eine damals festgestellte Tatsache aufmerksam, deren Nichtbeachtung bedenkliche Folgen nach sich ziehen könnte. Von 108 Patienten, die damals entweder als Genesende oder als solche, die mit Choleraerkranken in Verührung gekommen waren, in Rotterdam unter Beobachtung genommen wurden, fand man bei fünf lebende Choleraabazillen, und zwar in Zeiten von 5 bis 12 Tagen, nachdem sie unter Aufsicht genommen waren. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, daß von 100 Leuten, die einen mit Cholera versuchten Hafen verlassen, ungefähr 4 diese Keime zwölf Tage lang mit sich tragen und auch dann möglicherweise noch weiter geben können, so daß selbst ein Ort, der in einem Abstand von 12 Tagen von jenem entfernt liegt, auf diese Weise noch angesteckt werden könnte. Diese Gefahr wird eine sorgsame Berücksichtigung erfordern. Im übrigen hat das Beispiel von Rotterdam auch die erfreuliche Lehre gegeben, daß die Behandlung der Cholera in Krankenhäusern die Sterblichkeit in hohem Grade einzuschränken vermag. Während die Zahl der Todesfälle in Holland im allgemeinen 45 Proz. betrug, waren sie in den Krankenhäusern nur 13 Proz. Dieser Erfolg wurde der Anwendung von Einspritzungen normaler Salzlösungen zugeschrieben, die wahrscheinlich dazu dient, den großen bei der Cholera eintretenden Feuchtigkeitsverlust des Körpers zu ersetzen und den daraus namentlich für das Herz drohenden Folgen vorzubeugen.